

Wenn im Leben schwere Zeiten Dir die Tage trüben werden, Wenn einst lümmervolle Lenden Und Gefahren und Beschwernend Schicksalsmächte Dir bereiten, Wenn Du glaubst zu unterliegen: Fasse Mut und denk: Ich will!

Und gewiß, dies eine Wörtlein Wird Dir helfen zu ertragen Jede Noth und jede Pein, Wird in harter Prüfungstagen Immerdar Dir Beistand leih'n Und es wird in Dir ergehen Bald ein zweites Wort: Ich kann!

Der lustige Gendarm.

Eine traurige Geschichte von Karl Böhle.

Es ist eine traurige Geschichte, wenn sie auch mit dem lustigen Fußgendarm Böhle beginnt. Immer aufgedreht und munter. . . Der rote Bart glänzte, die Augen glänzten — ein Brachler! Außer Dienst der ewige Spätmacher.

Mutter Böhle, hupp, was bist du? — Ich bin ein Organ der öffentlichen Ordnung. Und dieses Organ liebt dich!

Bei „hupp!“ jedoch fing er an der Nase vor sich eine Pfote. Das heißt: er that so. . . natürlich!

Im Dienst jedoch gab er sich einen Rud, daß es knackte. Denn dann repräsentierte er den preussischen Staat.

Er hatte die hübsche Babett Kleider geheiratet. Ein braves Mädchen. . . schöne Augen, vielleicht doppelt schön, weil sie nicht sonderlich gut waren. Und Babett Kleider hatte genährt: Stroh, Stroh, Stroh vom Morgengrauen bis zum Dämmerwerden.

Das brauchte sie als Frau Gendarm Böhle nicht mehr so. Und sie war ihrem Mann dankbar, daß er ihr eine Stellung gegeben. . . sie liebte ihn, sie liebte seinen glänzenden roten Bart, sie liebte auch seine glänzenden Augen.

Vor allem jedoch: er war der Vater ihres Kindes. Das ist ein schöner Name, als Lieschen Böhle? „Hupp!“ sagte der Gendarm und fing die Pfote. . . aber wir haben auch lange nachgedacht.

Eigentlich kümmern Mann und Frau nur in einem nicht. Das betraf den „her am!“

Der Gendarm Böhle hatte eine Unteroffizierin Böhle zusammen im Feld gewesen; der am später nach der gleichen Stadt versetzt worden wie der Fußgendarm. Kein Wunder, daß die Freundschaft groß war. Her am war zuerst gegen die Heirat gewesen. Er wußte, daß dann für ihn weniger abfiel. Dergleichen vergißt eine Frau nicht.

„Und überhaupt!“ sagte die einseitige Mütterin, „er ist ein Tagebier und kein Umgang für einen honorierten Menschen.“

Der Gendarm verteidigte ihn. Mein Gott, wenn er sich die Nase wirklich einmal zu viel begibt! Im Kriege verwickelte man ein Bißchen. Aber sein Weib bestand auf ihrem: „Und überhaupt!“

Es war wirklich mit dem Schlofferjulus nicht ganz richtig. Er hatte oft Geld, ohne daß er arbeitete. Er sah ihn wohl auch mit lichtschimmerndem Gesicht zusammen. Da war in der Westraße eine Kellerei, eig verrufenes Lokal. Dort pflegte er zu sitzen. Letzte entstand der Verdacht, daß er vielleicht an Einbruchverbrechen beteiligt sei, die letzten vorgekommen waren. Die Schloffer waren da so merkwürdig sicher geöffnet.

Der Fußgendarm Böhle lachte die Leute aus. Sein Freund, sein guter, alter Her am!

„Er reißt dich noch ins Unglück, Mann!“ sagte Frau Babett.

Und das ganze Unglück, das ich jetzt erzählen will, kam wirklich von dem Schloffer.

In der Stadt grassierten die Mäfern. Auch die zehnjährige Elisabeth Böhle lag daran. Sie lag im halbdunklen Zimmer in ihrer schmalen Gitterbettstelle. Die Augen — es waren die schönsten, aber kurzschichtigen Augen der Mutter — irren etwas und juckten und schmerzten. Es war langweilig im Bett.

Drinne machte sich der Vater dienstfertig.

„H. . . Hühneln. . . schon munter? Bist auf leichte Kost gefest, Rader. . . Unstimm. . . hab auch mal die Mäfern gehabt. Da hat mir mein Vater selig zum Trost ein Stück Strachmurr in die Hand gegeben. Na, wie war's?“

Und freudestrahlend hielt er seinen Mädchlein einen Wurzelpfeil entgegen.

Sie strampelte sich unter der Bettdecke hervor, aber er packte sie sofort wieder ein. „Wann's dir bekommt, kriegste mehr! Aber, hupp, Mütterin nichts davon sagen!“

Während ging er fort, das heißt: er piffte bis zur Haustür. Dort kam der Rud, der Knack. . .

„Morgen, Herr Wachmeister.“ grüßte sein Nachbar.

Während Böhle war wieder ganz „Organ der öffentlichen Ordnung.“

Auf dem Landrathsausschuss hatte er etwas abzuwickeln. Dann meldete er sich beim Bürgermeister.

Staats-Anzeiger und Herald.

(Zweiter Theil. Seiten 9--16.)

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 20. März 1903.

Jahrgang 23. No. 29.

„Arbeit für Sie, Böhle! Heute Nacht hat Zimmermann die Epithublen bei der That erwischt. Einhab er getriegt; die beiden andern nicht. Aber der Erwischte hat gestanden, wer mitgemacht hat. Der Arbeiter Gustav Wohl und der Schlofferjulus. Jechner sucht Wohl schon. Sie machen sofort den Schlofferjulus dingfest und liefern ihn ein! Aber sie, eh der Bunde Kunde rief.“

Zu Befehl! wollte der Fußgendarm sagen. Er sagte es nicht. Er versuchte den Rud und Knack herauszutreiben: „Zu — Befehl!“

Er ging.

Der Schlofferjulus sollte er einliefern — den Her am! Der Herr Bürgermeister machte Spah!

Aber nein, nein — harnbretziger Gott, was war das? Ein Jertum? Und warum traf das ihn gerade?

Er setzte den Helm auf. Dienst blieb Dienst. So machte er sich auf den Weg. Diesen Weg kannte er.

Der Vogel schien gerade ausfliegen zu wollen. Da logte ihm der Gendarm die Hand auf die Schulter.

In dem etwas mühsen Gesicht des ankern suchte es auf.

„Edechter Wih, Her Am! Wie war's mit einem Schnabus? Die Zeiten sind schön.“

Aber als er merkte, daß es hitzener Ernst war, da fuhr er auf. „Weßhalb soll ich ins Loch? Was hab' ich gethan? Wer will mir was beneiden? Willen, Willen — o kennst mich doch!“

„Eh gutwillig, Julius. . . ein Jertum. Aber was kann ich denn machen?“

Das Herz zerschritt es ihm.

Er schritt an seiner Seite, als wäre er der Beurtheilte. Er wählte die stillsten Nebenstraßen.

Damals. . . bei Labon und Beaunela-Roland. . . es waren Tage wie heute. . . erinnere dich, Her Am! . . .

„Sei doch still!“ sagte der Fußgendarm. Er höhnte.

Es schüttelte ihn nur so.

„Und jetzt. . . wenn ich dent. . .“

Er sah sich um. Sie waren bis ans letzte Haus einer Nebenstraße gekommen; sie mußten jetzt in die Hauptstraße einbiegen. Da stand der Schlofferjulus still.

„Her Am, für dem Schnabus damals. . . bei Le Mans oder Beaunela-Roland. . . hier wohnte eine; der nicht ich sage. Ein paar Minuten. . . ich reiß dir noch aus, hab ja nichts gemacht. Wart so lange hier.“

„Rein!“ wollte Böhle sagen. Er griff sich in den rothen Bart. Es brauchte durch seinen Kopf; Beaunela-Roland. . . Der Schnabus. . .

„Kommst du wieder?“ fragte er heiser.

„Ich komm!“ Aber der Fußgendarm wußte, er würde nicht wieder kommen. Nur über den Hof brauchte Her Am zu gehen, dann noch fünf Minuten, und er war im Wald.

Er wartete. Die Zeit verrann. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Und plötzlich packte ihn eine entsetzliche Angst, eine Angst, die alles andere auslöschte. Er stürzte die Treppe des Hauses empor: „Julius. . . Her Am!“

„Her Am!“ Er fragte überall. „Er muß hier sein!“ schrie er. Nichts. . . nichts.

Dann ging er nach Hause. Seine Frau erschrak, als sie ihn ansah. Er ergab sich schwerfällig. Natürlich mußte er's melden. Es gab Strafe. Er kam nur, um ihr Befehl zu sagen für den Fall, daß er. . . daß er lange verhört würde.

Sie verstand ihn nicht; sie zitterte nur.

Nachmittags um drei kam ein Koffer ihres Mannes. Was das für eine böse Sache wäre! Böhle hätte sich da was Schönes eingebrot. Man wußte, daß der Schlofferjulus sein Freund war. . . er hätte ihn laufen lassen. . . hätte sich im Verhöre verhaspelt.

„Es wird sich ja alles aufklären.“ Frau Böhle — meinten Sie man nicht falsch. . . aber für erste, man hat ihn dabehalten, heut kommt er nicht wieder!“

Sie stieß einen Schrei aus: „Wilhelm! Wilhelm!“

Dann warf das unglückliche Weib die Arme auf den Tisch und weinte herzzerbrechend.

Plötzlich fuhr sie auf. „Mütterchen!“ scholl es. . .

Dann öffnete sich die Thür. Im Hemd, mit bloßen Füßen, mit weit-ausgeriffenen, entkalketen Augen kam das Kind an. . . Elisabeth.

„Um Gottes willen, Kind, Kind!“

Sie sprang zu. Gebendet von der seit Tagen nicht mehr gewohnten Lichtfülle, hatte das Mädchen die Augen geschlossen. Aber sie schrie fortwährend, noch als die Mutter sie schon wieder einpackte: „Wo ist Vater? . . . Vater soll kommen!“

„Er kommt ja,“ beruhigte die Mutter.

ter. Doch es ging über ihre Kraft. Ein wildes Schluchzen. . .

Und als die Kleine das hörte, fing sie bitterlich zu weinen an. Es war etwas mit ihrem Vater. . . mit dem guten, lieben Vater. Etwas, das um so furchtbarer war, weil sie nichts Genaueres wußte.

Das Weinen riß die Mutter auf. Nur das nicht. . . keine Aufregung, keine Thränen!

„Puppi, Hühneln. . . sei doch still. . . ich laß ja, hör doch, wie ich laß!“

Aber das Lachen war schrecklicher als das Weinen. Und immer wieder „Vater kommt ja. . . am Abend. . .“

Es dauerte lange, ehe sich die zehnjährige beruhigte. Die Augen brannten und thaten weh. Sie wartete. „Ist es schon Abend?“

„Erhorde nach der Uhr: in dem sojowise halbdunklen Zimmer konnte sie die Zeit schwer erkennen. Da hielt Frau Babett die Uhr an, daß ihr Schlag dem Kind nicht die Stunde verrathe. Vielleicht schlief es ein.“

Aber die Aufregung verkleinerte steigerte sich. Das Fieber auch. Sie schlief nicht. Es ging auf Mitternacht.

„Ist es noch immer nicht zehn?“

„Rein, nein!“ Aber fast in dem gleichen Augenblick piff draußen der Wächler. Da schrie das Kind auf: „Vater!“ Und schlief nach so langer Erwartung, brachen die Thränen stromgleich hervor. Es gab kein Anhalten.

Die Mutter versuchte es auch nicht. Sie sah stumpf da, die Hände im Schoß.

Der Fußgendarm Böhle kam am nächsten Tag erst. Die Disziplinäruntersuchung war gegen ihn eingeleitet. Den Schlofferjulus hatte man noch nicht bekommen.

Die Frau hing ihm am Hals. Ganz ruhig. Auch er war still und matt.

„Da bist ich ja wieder!“ Mehr jagte er nicht.

Aus der Kronleuchte ein schwacher Laut. Sie traten an das Bett.

„Ich seh dich ja nicht, Vater! . . . Es ist ja so dunkel, Mütterchen! . . . Hast du mir was mitgebracht?“

„Ach, mein Hühneln, mein Hühneln!“

„Aber ich kann dich ja gar nicht sehen!“

Mit einem seltsamen Ausdruck bog sich Frau Babett vor. Dann riß sie den Vorhang von Fenster.

„Ist es heller?“

„Ja. . . ja. Bist du da, Vater?“

Ein einzig schreiender Ruf: „Bist du!“

Gendarm Böhle konnte seine Frau nicht mehr auffangen.

Neben der Katharinenkirche, vorn an der Steintrappe, saßen bis in die letzten Jahre hinein jeden Sonntag zwei Frauen. Die eine früh gealtert, mit fünfzig Jahren ein Greis. Die andere ein häßliches Mädchen von vielleicht fünfundsiebzig Jahren. Mutter-Böhle erzählte ihre Geschichte jedem, der sie hören wollte. Ein Ungeheuer, wie es vorkommt. . . kein Sohn trägt danach!

Der Fußgendarm konnte den furchtlichen Tag nicht erdenken. Er kam zwar mit dem blauen Auge davon. Aber die Worte klangen ihm so: „Hätte das nie erwartet von Ihnen, Böhle!“ Er, der tadellos sich sein Leben lang aufrecht hatte, erst die langen Jahre kein Militär, dann hier im Dienst. „Sehen Sie zu, daß Sie den Fiedel auslöschten!“ Es ging ihm stets im Kopf herum. Er konnte stundenlang sitzen und an seiner Knöpfen lügen. Dann murmelte er dies, das. „Rag einmal hatte er noch „hupp“ gesagt und die Pfote gefangen. Es war nicht so wie früher. Elisabeth, die sich halb frant herüber gelacht hatte, sah es auch nicht mehr. Eigentlich hatte er sein Kind unglücklich gemacht. . . eher der Her am. . . oder. . . er wußte es selbst nicht. Als Elisabeth am Geburtstage vor sich hinwimmerte, weil sie die Lichter nicht mehr brennen sah, ging er aus dem Zimmer. Und als man ihn fand, konnte er weder „hupp“ noch ein anderes Wort sagen.

Die Wittwe wußte wieder wie einst als Mädchen. Aber bald mußte sie es aufgeben. Die Augen wurden so schlecht. So sah sie denn im späteren Jahren mit ihrer Tochter neben der Katharinenkirche und sammelte milde Gaben. Wenn bessere Leute des Wegs kamen, stieß sie die Tochter an. Und mechanisch begann diese mit einer hohen, leisen Stimme zu singen. Immer das gleiche Lied, das ihr jemand funtlos zusammengelehrt hatte: „Rein Sonne scheint in meine Welt. Mir ist kein Lampdien hingestellt. Das mir die tiefe Nacht erkelt. . .“

Und leise, eintönig bis zum Schluss: „O liebe Leute, könnt ihr denn im so viel Schmerz vorübergehn?“

Es ist eine traurige Geschichte, wenn sie auch mit dem lustigen Fußgendarm Böhle beginnt.

Glattis.

Novellette von V. Rittweger.

Ein trüber Dezember-Nachmittag. Es regnete und schneite schon seit Stunden, und ein kalter, schneidender Wind machte dem Aufenthalt im Freien höchst unbehaglich.

Am Fenster einer eleganten Firma steht eine jugendlich schöne Frau. Regungslos starrt sie eine Weile hinaus auf das trübe Bild. Die junge Frau senkte tief auf, wendete sich dem Fenster ab und wandelt unruhig in dem luxuriös eingerichteten Zimmer hin und her. Nach drei Stunden! Ihr Koffer steht gepackt. Das Dienstpersonal nimmt an, sie reist zu ihrem Mann, dessen einzige verwitwete Schwester ein in Hamburg gestorben ist. Heute am späten Abend wird er zurückkehren. Die Beerdigung ist vorüber. Die Diensthofen wissen nichts von der Heimkehr des Hausherrn. Sie sollen nichts davon wissen, denn sie mag keinen fragenden, erlautenden Gesichtern begegnen bei ihrer — Flucht! Es soll Alles dem Anschein größter Selbstverständlichkeit haben. Bis — ja, nachher, wenn nichts mehr zu verbergen ist, nachher mögen sie zischen und klatschen. Sie wird's nicht mehr hören. Sie wird geborgen sein in seiner Liebe! Sie hat geahnt an der Seite des älteren Mannes, dem sie auf Zureden ihrer Verwandten die Hand gereicht hat, der Verjüngung wegen. Sie hat's ertragen, bis er in ihr Leben trat, der jungen schöne Kavaliere, der völlig unabhängig, sie zu seiner Frau machen wird, nach erfolgter Scheidung ihrer Ehe. Vielleicht war's richtiger, ehrlicher gewesen, sie hätte offen mit ihrem Gatten gesprochen, anstatt heimlich von ihm zu gehen. Doch gerade das geht über ihre Kraft. Im Angesicht der gütigen ersten Frau hätte sie nicht reden können, trotzdem sie ihm die Treue noch nicht gebrochen hat. Er hat ihr nie ein Verdröß gegeben, er ist ein Ehrenmann. Doch sie liebt ihn nicht, sie liebt den Anderen. Und sie hat ja kein Kind, dessen Dasein sie versprechen könnte, auf ihr Glück zu verzichten. Wenn sie ein Kind hätte, dann könnte sie gewiß alles Andere leichter ertragen. Oder doch nicht. Sie braucht's ja nicht mehr zu überlegen. Es ist nur — die Zeit schleicht langsam hin. Um acht Uhr geht der Schnellzug nach dem Süden. In München wird sie mit dem Anderen zusammenreffen, und er wird ihr Gesicht in seine Hand nehmen, wird sie zunächst zu einer älteren Verwandten von sich bringen. Wenn nur die Stunden erst herum wären! Sie schellt. Das Stubenmädchen tritt ein.

„Gnädige Frau befehlen?“

„Sie haben doch halb Christen eingeschickt, daß Punkt halb acht Uhr angespannt sein muß?“

„Gewiß, gnädige Frau. — Wünschen gnädige Frau noch vorher zu essen?“

„Nur eine Tasse Thee und einen Zwieback.“

Das Mädchen geht.

Endlich schlägt die Erlösungstunde. Es ist Zeit, nach Hut und Mantel zu greifen. Es liegt Alles bereit. Frau Agnes stellt wieder. „Gnädige Frau befehlen?“

„Es ist in fünf Minuten halb acht Uhr. Ich höre den Wagen noch nicht.“ In diesem Augenblick klopft es, und der Kutscher erscheint. „Gnädige Frau, wir können nicht fahren — es ist seit einer halben Stunde so entsetzliches Glattis. Die Straßenbahnen mußten den Verkehr einstellen, und für unsere Pferde ist es auch unmöglich.“

Selbst, wenn ihr im langsamsten Schritt fahren wollten — den Weg über den Hof vom Stall komm' ich eben kaum passieren.“

„Wir müssen fahren, Christian.“

„Es geht nicht, es gäbe ein Unglück. Sehen gnädige Frau nur aus dem Fenster. Alles todtenstill.“

„Aber ich muß fort, ich muß. Dann eben zu Fuß, wenn es wirklich mit dem Wagen nicht möglich ist.“

„Zu Fuß kommen aber gnädige Frau nicht mehr hin, und überhaupt, man kann nicht vom Fied.“

„So probieren wir's doch mit dem Wagen, Christian, aber vielleicht mit einer Droschke — nur schnell, schnell!“

„Rein Gedanke! Die Kutscher riskieren ihre Gütle noch weniger, als unsern. 's ist freilich Bed! So'n Glattis hat man selten. Ein Wunder ist's gar nicht, die Rasse und nur der blühliche Frost — ja, und ich kann doch die theueren Pferde nicht riskieren. Was würde der Herr sagen? Und sie würden auch gar nicht laufen. Gnädige Frau thun wirklich am Besten, die Reife heute aufzugeben.“

„Unmöglich. Spammern Sie sofort an — es muß gehen.“

Nach ein paar Minuten meldet das Mädchen, der Wagen sei bereit. Frau Agnes steigt ein, aber es zeigt sich beim ersten Versuch, daß man nicht weiter kommt. Die Pferde gleiten fortwährend aus. Die Straöe ist wie ausgeföhren. Kein Fuhrwerk! zu sehen, nur ein paar vereinzelt Fußgänger quälen sich ab, um ihr Ziel zu erreichen. Frau Agnes muß einsehen, daß sie den bestimmten Zug nicht benutzen kann. Ganz verzweifelt entschließt sie sich, wieder in's Haus zurückzukehren. Es gibt keinen Weg für sie bei diesem Glattis. Schluchzend birgt sie ihr Haupt in die Kissen des Divans. Was soll nun werden? In ein paar Stunden kehrt ihr Mann zurück. Und in München wartet der Andere, der den sie liebt! O, welche entsetzliche Situation! Sie holt das Kurzbuch und sucht und sucht. Nein, es gibt keinen Zug weiter nach München in dieser Nacht. Und wenn auch — sie ist ja wie eingeschlossen von diesem entsetzlichen Glattis. Was nun thun? Nicht einmal telegraphieren kann sie. Er kommt ja auch erst diese Nacht nach München, von Köln aus, wo er zu thun hatte. Am Bahnhof wollte er sie in Empfang nehmen. Es war Alles so fest verabredet. Einen solchen Fall hatten sie nicht vorgesehen, als er vorgestern von ihr Abschied nahm. Und in zwei Stunden kehrt ihr Mann zurück! Frau Agnes kann zuletzt nicht mehr denken, nichts mehr überlegen. Sie hat sich müde gebeint und gedacht. Nun kommt die Ruhe der Verweilung über sie. Und zum ersten Mal kommt ihr ein Zweifel an dem Charakter dessen, dem sie ihre Zukunft hat anvertrauen wollen. Er hat sie zu dieser Flucht überredet. Handelt so ein Ehrenmann?

Ein fester Entschluß reifte in ihr. Wenn sie denn von ihrem Gatten gehen muß, so ist es der richtige Weg, ihn offen und ehrlich Alles zu verlassen. Frau Agnes vermag nun schon das hindernde Glattis als eine gütige Schicksalsfügung anzusehen. Und als sie soweit ist, findet sie endlich auch etwas körperliche Ruhe. Ihr Kopf sinkt zurück und sie schläft. Sie wird erst nach, als draußen im Furr Erschreie und Stimmen ertönen. Sie springt auf und in diesem Augenblick tritt ihr Gatte ein, und hinter ihm ein weibliches Wesen mit einem schlafenen kleinen Mädchen im Arm. Seiner Frau freundlich zurück, bettet der Geringe die das Kind sorglich auf dem Divan und spricht zu dem Mädchen: „Sie können nun gehen, Anna, und sich in der Küche etwas Warmes geben lassen.“ Nun erst wendet er sich zu seiner Frau. „Es ist spät geworden mit meiner Ankunft, liebe Agnes — das Glattis hält so lange auf. Vor einer Stunde hätte ich gar nicht fahren können, wie der Kutscher mir sagte. Nun aber, sieh hier, was ich Dir mitbringe.“

„Gibst's kleine, die nun ganz verwaschen ist. Willst Du's an Dein Herz nehmen, das arme Kind? Es hat meiner Schwester das Sterben erleichtert, als ich ihr verpfand, es sollte bei uns eine Heimath finden.“

„A, Otto, ich weiß nicht, ob —“

„Rein, sprich noch nicht, Agnes. Sieh, ich weiß es ja, es wird eine große Last für Dich sein. Aber auf der anderen Seite — Agnes — ich weiß auch, daß Du nicht glücklich bist, daß Du unbesriedigt an meiner Seite lebst. Ja, ja, ich fühle es, Agnes, wenn ich habe Dich lieb. Vielleicht, wenn das Kind die Veere in Dir etwas ausfüllen könnte, vielleicht würde sich dann unser Zusammenleben nach und nach beglückend gestalten. Du hättest nicht mehr so viel Zeit, Deinen Gedanken nachzugehen, und ich, ach, Agnes, wenn ich hoffen dürfte, Du könntest an meiner Seite bleiben. Ich flüchtete oft, Du würdest dieses Leben nicht auf die Dauer ertragen. Es schmerzt mich, als ob bereits eine andere Neigung — aber ich kann mich irren. Nun sprich, Agnes, willst Du's versuchen, der kleinen Ella Mutter zu sein?“

„Ich will, Otto, ich will. Wenn Du mir das Kind noch anvertrauen, wenn Du mich überhaupt noch in Deinem Hause dulden kannst nach dem, was — Ich habe Dir viel zu sagen, Otto. Ich bin vom rechten Wege abgekommen, und nur einem äußeren Umstand, nur dem Glattis, hab' ich's zu danken, daß ich mich nicht schon selbst verloren habe. Ich will Dir Alles erzählen, und wenn Du mir verzeihen kannst, dann soll Vieles anders werden.“

„Es ist eine lange Weichte, die Frau Agnes ihrem Gatten abwartet. Doch nichts, was unmöglich wäre, hat sie zu bekennen. Er kann verzeihen, ohne seiner Manneswürde zu schaden, und er thut's aus vollkommenem, und er liebt das Glattis, welches ihm die geliebte Frau, der kleinen Waise eine Mutter erhalten hat. —“

In der gemeinsamen Sorge um das Kind findet sich Frau Agnes mehr mehr mehr mit dem trefflichen Manne, dessen Namen stetig, zusammen. In der immer mehr sich vertiefenden Neigung zu ihm wird sie wahrhaft glücklich.

So oft später zur Winterszeit Glattis die Straßen unsicher macht, feiert Frau Agnes in stillen Gedanken den Tag als ihren eigentlichen Hochzeittag.

Die Insel Robinsons.

So allgemein bekannt, wie das Wert Daniel Defoes ist, das noch immer das Lieblingsbuch der Jugend genannt werden muß, so wenig bekannt sind doch die Schicksale der Insel, auf welcher Robinsons Urbild, der schottische Matrose Alexander Selkirk, sein Abenteuer erlebte. „Robinson Crusoe“ ist ja nur zum Theil Erfindung. Defoes Verdienst besteht in der außerordentlich reizvollen und vertieften Darstellung von Erlebnissen, die Selkirk in tagebuchartigen Aufzeichnungen beschrieben hatte, in der von philosophischem Geist getragenen Gegenüberstellung eines Kulturmenschen und der Einseitigkeit der Natur mit allen ihren Reizen und allen Schwierigkeiten, die es unter solchen Verhältnissen zu überwinden gilt. Die Insel, auf welcher Selkirk vom Jahre 1704—1709 (wo ihn ein englisches Schiff aufnahm) lebte, ist eins der drei Eilande, welche die Juan Fernandez genannte Gruppe bilden. Sie liegt im Stillen Ozean, zwischen dem 33. und 34. Grad südlicher Breite und gehört zur Republik Chili, die sie zeitweilig als Deportationsort benutzt hat. Im Jahre 1868 jedoch wurde sie verpachtet und zwar, was für uns besonders interessant ist, an einen Deutschen, den aus Sachsen stammenden Ingenieur Robert Wechsungen, der dort eine deutsche Kolonie anlegte. Mit ungefähr hiezig Begleitern siedelte er sich auf der Insel an, die fruchtbar ist und eine reizvolle Farn- und Palmenvegetation aufweist. Auf die Dauer waren aber seine Veruche, dort ein Reich der Glückseligkeit zu begründen, nicht von Erfolg begleitet, er wurde der Sache überdrüssig und ging nach Peru, wo er Ingenieur bei der Certo-Pasco-Eisenbahn wurde. Als Wächter der Insel folgte ihm eine Gesellschaft Schweizer und jetzt leben dort noch immer die Nachkommen dieser Ansiedler, die sich hauptsächlich mit Ziegen-, Rinder- und Pferdezüchtung beschäftigen. Die Insel ist auch jetzt noch ganz außerhalb des großen Weltverkehrs und nur Walfischfängerboote suchen sie gelegentlich auf.

Das Geheimniß.

Eine Dame gab ihrem Manne eines Morgens einen veriegelten Brief, hat ihn aber unabhängig, den Brief erst zu öffnen, wenn er in seiner Office wäre. Der Gatte gehorchte. Als er das Schreiben aufbrach, las er Folgendes:

„Ich bin gezwungen, Dir etwas zu sagen, was gewiß Dein Mißfallen erregen wird; aber es ist meine Pflicht, es Dir nicht zu verschweigen, ich bin entschlossen, es Dir um jeden Preis zu wissen zu thun, mag daraus entstehen, was da wolle. Schon über eine Woche war ich sicher, daß ich so weit würde getrieben werden, doch hielt ich mein Geheimniß in mir verschlossen bis heute: nun kann ich es nicht länger verbergen! Du darfst mit keine allzu bitteren Vorwürfe machen, ich hoffe sogar, daß Du dich nicht zu sehr aufregen wirst. . .“ Der Gemahl wandte das Blatt um, fühlend, daß ihm allmählich die Haare zu Berge standen, und las weiter: „Der Kohlenvorrath ist zu Ende, ich bitte Dich, zu wissen zu thun, mag daraus entstehen, was da wolle. Schon über eine Woche war ich sicher, daß ich so weit würde getrieben werden, doch hielt ich mein Geheimniß in mir verschlossen bis heute: nun kann ich es nicht länger verbergen! Du darfst mit keine allzu bitteren Vorwürfe machen, ich hoffe sogar, daß Du dich nicht zu sehr aufregen wirst. . .“ Der Gemahl wandte das Blatt um, fühlend, daß ihm allmählich die Haare zu Berge standen, und las weiter: „Der Kohlenvorrath ist zu Ende, ich bitte Dich, zu wissen zu thun, mag daraus entstehen, was da wolle. Schon über eine Woche war ich sicher, daß ich so weit würde getrieben werden, doch hielt ich mein Geheimniß in mir verschlossen bis heute: nun kann ich es nicht länger verbergen! Du darfst mit keine allzu bitteren Vorwürfe machen, ich hoffe sogar, daß Du dich nicht zu sehr aufregen wirst. . .“

Diesmal vergaß es der Gatte nicht.

In der „Frankf. Ztg.“ wird von Ludwig I. von Bayern folgende Geschichte erzählt, die sich einmal während seines Aufenthalts in Kissingen abspielte: „In Kissingen war in den letzten Jahren viele Sommer hindurch ein Graf L. Badekommissar. Eines Tages sollte ein Wohlthätigkeits-Konzert stattfinden, und da die Gattin des Badekommissars eine gute und wohlausgebildete Stimme besaß, wurde die Dame gebeten, einige Lieder zum Besten zu geben. Sichtlich verstimmt, lehnte die Gräfin diese Zumuthung ab, — ohne Zweifel war sie nicht geneigt, sich in einem Konzerte zu produzieren, zu dem Jeder Zutritt hatte, der das Eintrittsgeld bezahlte. Das kam dem König zu Ohren. Als er am folgenden Morgen die Gräfin auf der Promenade erblickte, trat er ihr mit den Worten entgegen: „Frau Gräfin, Sie woll'n nicht singen? Wollen's denn nicht, daß Ihr Großvater auf'm Autschbock a'fessen ist?“ — und im Wohlthätigkeits-Konzert ertrug die Gräfin, deren Großvater in der That Rutscher gewesen, Hohe und Niedere durch ihre Lieder!“

„G, Vater, sieh dem Hut dort auf der Stange!“ — rief Fräulein aus, da sah er ein langes, schmückendes Fräulein mit einem überaus großen Hute.

„Wo ich hin nur blide, seh' ich ihn allein!“ — jagte die Gattin, da wollte ihr ein neuer Hut aus einem Schauspieler gar nicht mehr aus den Gedanken kommen.